

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Michael Kumpfmüller
Die Erziehung des Mannes

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

für uns

»Wahrscheinlich lebt man gar nicht, sondern wartet darauf, dass man bald leben werde; nachher, wenn alles vorbei ist, möchte man erfahren, wer man, solange man gewartet hat, gewesen ist.«

Martin Walser

I.

1

ICH WAR MITTE ZWANZIG, als ich sie entdeckte. Obwohl, genau genommen, sie mich entdeckte, denn als ich sie in einer der ersten Stunden bemerkte, schien sie bereits mit mir beschäftigt zu sein. Ihr Blick war klar und ruhig, sonderbar weit, dachte ich, mit einer Bereitschaft zu wer weiß was, die mich ebenso freute wie verwirrte. War das möglich? Sie saß an einem der hinteren Tische, deshalb konnte ich sie nicht durchweg sehen, das Tutorium war sehr voll, an die vierzig Teilnehmer, die sich mit meinem Reader herumschlugen und deren Respekt ich mir zum Auftakt, wie ich hoffte, mit einem Vortrag über den späten Strawinsky verschafft hatte.

Sie war der Typ Frau, den ich immer als Erstes bemerkte. Eine von den Hellen, dunkelblond und sommersprossig, unauffällig gekleidet, aber mit diesem Blick, der dunkel und forschend war und ohne Zweifel mir galt. Sie war einige Jahre jünger als ich, groß und schlank, wenn auch weniger zart als meine Freundin, eine breite, nachdenkliche Stirn, die Augen beinahe schwarz.

Ein paar Wochen hatte ich nur das. Ich beobachtete den Wechsel ihrer Kleidung, ihr Tuscheln mit der Freundin, denn in der Regel tauchte sie in Begleitung einer Freundin auf und zeigte sich am Geschehen in der Gruppe nicht allzu interessiert. Sie schaute nur. Nicht sonderlich freundlich, wie ich regelmäßig aufs Neue feststellte, herausfordernd und zugleich abweisend, als werfe einer wie ich allerlei Fragen auf, über die sie gründlich nachdenken musste.

Sie wirkte verstimmt. Noch wenn mich ihre Blicke trafen, schien sie an ihre Verstimmung zu denken. Ich bekam es nicht zu fassen. Als wäre sie von einem alten Zorn erfüllt, selbst wenn es aktuell keinen Grund dafür gab. Abends in meinem Zimmer, wenn ich an sie dachte, spielte ich mit dem Gedanken, sie anzusprechen, denn sie gefiel mir, für dies und das schien ich infrage zu kommen, ein kleines Abenteuer nicht ausgeschlossen, denn ein solches hatte ich bitter nötig.

So richtig begriffen habe ich es bis heute nicht, aber Tatsache war, dass ich mit einer Frau lebte, die in sieben Jahren kein einziges Mal mit mir geschlafen hatte. Ich hatte es versucht, mit verschiedenen Manövern und wachsender Verzweiflung, mit einem Gefühl aufsteigenden Hasses, wie ich beunruhigt feststellte, dass es mich unerträgliche Mühe kostete, in den Nächten neben ihr zu liegen und überhaupt ein freundliches Wort an sie zu richten.

Sie stammte aus einem Ort nahe der holländischen Grenze und hatte in all den Jahren so getan, als handele es sich bei unserer sexuellen Schwierigkeit um eine Frage, über die sie bei Gelegenheit gerne nachdenken wolle, nur leider habe sich diese Gelegenheit bislang nicht ergeben. Wollte oder konnte sie nicht? Und war das überhaupt ein Unterschied? Die Frage quälte mich. Denn an wem sollte es am Ende liegen, wenn nicht an mir? Mit einem anderen hätte es womöglich nicht das geringste Problem gegeben, was sie mehrfach wortreich bestritt und ein weit zurückliegendes Unglück andeutete, dem sich zu nähern wir beide nicht wagten.

Verlassen konnte ich sie nicht. Es wäre mir schäbig vorgekommen, sie aus diesem niederschmetternden Grund zu verlassen, obwohl ich mich in großen Schritten von ihr

entfernte und bloß so tat, als lebe ich mit ihr. Das meiste wusste sie längst nicht mehr von mir und wollte es wahrscheinlich nicht wissen, an wen ich dachte, wen ich traf und nach Gelegenheiten abklopfte, die Blonde war da nur ein Beispiel.

Alles war stumme Qual. Die Freundin hatte Probleme mit dem Schreiben, konnte ihre Gedanken nicht sortieren oder gestand sich ein, dass sie es nie gekonnt hatte. Sie brauchte zwei Tage, um einen Koffer zu packen, sie kochte nicht, sie kümmerte sich nicht um die Wäsche und hinterließ mir Listen mit Erledigungen, die sie nicht mehr geschafft hatte. Ich war mit meiner Geduld am Ende. Ich hatte Sex- und Irrenhausfantasien, trieb mich in drittklassigen Bars herum, wo ich am Tresen spätnachts auf Gelegenheiten lauerte, die sich nie ergaben.

Ich wäre mit jeder gegangen. Konnte ich es überhaupt noch? Vor sieben Jahren mit Therese hatte ich es noch gekonnt.

Ich wartete, in der Gewissheit, dass es passieren würde, und war doch überrascht, als es tatsächlich geschah.

Die Frau war zwanzig Jahre älter und fragte mich einfach, ausgerechnet nach einem Abendessen bei meinem Professor. Sie nahm mich mit zu ihr in die Wohnung, wo ich bis zum frühen Morgen versuchte, in sie hineinzukommen, doch sie war zu betrunken oder hatte Angst, weil es keine Kondome gab, an Kondome hatte weder sie noch ich gedacht. Ich kletterte auf sie hinauf und wieder herunter, sie wurde nicht richtig nass, obwohl ich mir große Mühe mit ihr gab.

Schließlich stand ich auf und ging nach Hause. Nicht sonderlich beschämt, sondern im Gegenteil beschwingt. In meinem Unglück lag auch eine Freiheit. Ich hatte sie geküsst, ihr die Kleider vom Leib gezogen, einigermmaßen un-

geduldig, als handele es sich um die letzte Chance meines Lebens, in einer dunklen Wohnung mit dieser Fremden, die alles mit sich geschehen ließ, denn so ließ es sich an, im Stehen, als ich sie wieder und wieder küsste.

Sie hieß Rosalinde, doch das erfuhr ich erst ein Jahr später, als sie tot war, von meinem Professor, bei dem ich sie kennengelernt hatte. Wäre es anders gekommen, wenn ich ihren Namen geflüstert hätte? Sie war auf die Straße getreten und tot umgefallen. Offenbar bereits vor Wochen, nun sollte das Begräbnis sein. Ich wollte unbedingt mit und hatte Schwierigkeiten, es dem Professor zu begründen. Ich machte zu viele Worte, aber am Ende setzte ich mich durch und nahm Abschied von ihr, auf eine verquere Weise stolz, weil ich schließlich so etwas wie ihr letzter Geliebter gewesen war.

Es gab keinen Sarg, nur eine kleine Urne, denn man hatte sie verbrannt, was ich nicht richtig fand. Familie hatte sie nicht. Es waren nur eine Handvoll Freunde da, die mir zum Teil bekannt waren.

Beim Leichenschmaus in einer billigen Gaststätte saß ich neben dem Mann, in dessen VW-Käfer wir damals zu ihr gefahren waren, eine halbe Stunde, in der wir uns ohne Unterlass geküsst hatten, seltsam verrenkt, weil sie vorne und ich hinten saß und es eigentlich nicht möglich war. Erzählen konnte man die Geschichte nicht. Dafür wurden andere Geschichten erzählt. Am Ende kreiste eine Schnapsflasche, und ich hatte nicht viel über sie erfahren. Man redete mit einem gewissen Bedauern über sie, als habe ihr Leben nicht in jedem Punkt gehalten, was es versprochen hatte, und genau das war ja meine Erfahrung mit ihr.

Am Ende der sechsten Seminarsitzung, die außergewöhnlich zäh verlaufen war, sprach ich die Blonde an. Sie war

schon fast aus der Tür, als ich über Stühle und Bänke beinahe sprang und mich im Springen wunderte, was ich da tat.

Sie zeigte sich nicht besonders überrascht, war auf der Stelle einverstanden, etwas mit mir zu trinken, gerne in der Cafeteria, wo sie mir später gestand, dass sie die Cafeteria hasste. Sie redete munter drauflos, dass sie Lehrerin werden wolle, für Musik und Französisch. In mein Tutorium habe sie die Freundin geschleppt. Der späte Strawinsky, mein Gott, sie könne diese Musik einfach nicht hören. Aber ich mochte, wie sie roch, ich mochte ihre Stimme, die überraschend dunkel war, im Tutorium hatte sie sich nämlich nie gemeldet.

So aus der Nähe war sie weniger üppig als gedacht, was mir auf den zweiten Blick gefiel, ihr geschwungener Mund, mit etwas zu schmalen Lippen. Einen zornigen Eindruck machte sie nicht. Sie wirkte im Gegenteil sehr konzentriert, begann mich auszufragen, wie ich mich dort vorne fühle, der Altersabstand sei ja denkbar gering, in ihrem Fall, stellte sich heraus, betrug er an die vier Jahre.

So lernten wir uns kennen. Sie hatte leider eine Verabredung, aber das war nicht von Bedeutung. Wir tauschten Telefonnummern, gingen unserer Wege. War da nun etwas, oder nicht? Alles in allem war ich nicht überzeugt, trotzdem rief ich sie zwei Tage später an, weil sie gesagt hatte: Ruf doch einfach an, vielleicht können wir uns treffen, ins Kino gehen, spazieren, keine Ahnung. Ich schlug den neuen Mike Leigh vor. Offenbar kam sie gerade aus der Dusche, denn sie sagte, sie habe nasse Haare und wolle sich nur schnell in ein Handtuch wickeln. Sagte sie das für mich?

Julika war ihr Name.

Am Telefon klang ihre Stimme noch angenehmer als in der Cafeteria. Sie könne frühestens Montag oder Dienstag,

erfuhr ich, am Wochenende erwarte sie Besuch, in ein paar Stunden, um genau zu sein. Sie ließ offen, um welche Art von Besuch es sich handelte, es störte mich nicht, dass sie Besuch erwartete.

★

IN DEN NÄCHSTEN WOCHEN sahen wir uns immer öfter. Saßen in Cafés, trafen uns im Kino, einmal bei ihr zum Frühstück und ein andermal zu dritt, mit meiner Freundin, die ich gelegentlich erwähnte, ohne sie direkt zu verraten, aber mit der Andeutung, dass da etwas schwierig war, nicht erst seit Kurzem, sonst hätte man es ja kaum eine Schwierigkeit genannt.

War ich mit Julika zusammen, fühlte ich mich seltsam leicht, als verbrächte ich einige Tage Urlaub, eine Auszeit, die mit meinem übrigen Leben wenig zu tun hatte. Es war angenehm, mit ihr zu plaudern, wir redeten über das Studium, die Bücher, die wir gelesen, die Filme, die wir gesehen hatten, am Rande über die Familie, wer aus welcher Ecke des Landes stammte und was es in etwa bedeutete. Aus der Nähe von Stuttgart kam sie. Ich kannte Stuttgart nicht, Julika verabscheute es, redete zum Glück aber nicht wie eine Stuttgarterin, denn ihre Eltern stammten aus dem Norden. Als Mädchen war sie eine leidenschaftliche Reiterin gewesen, den Ballettunterricht erwähnte sie, die Tanzschule, sechs Monate als Au-pair-Mädchen in Paris.

Von Paris schwärmte sie. Es sei die beste Zeit ihres Lebens gewesen, sie liebe Paris, die Architektur, die Lebensart. Sie blieb in ihrer Begeisterung etwas allgemein. Von den Kindern erzählte sie nicht viel, zwei verzogene Rotznasen, die ihr demonstrierten, dass sie diese Blonde aus Deutschland keine Sekunde ernst nahmen. Aber Paris! War es zu

fassen, dass es jemanden gab, der Paris nicht kannte? Jetzt wurde sie fast übermütig. Ich kann's dir zeigen, sagte sie, wenn du willst, fahren wir eines Tages hin.

Es fiel mir auf, dass sie nun nicht mehr nur Schwarz trug. Sie besaß auch allerlei Buntes, hatte eine rote Bluse an, einen schwarz-rot karierten Rock. Nicht zum ersten Mal fragte ich mich, ob sie Männer hatte. Einen Freund, der in einer anderen Stadt lebte, irgendwelche Affären. Weder das eine noch das andere hatte sie je erwähnt. Mochte sie Männer nicht? Das hielt ich für denkbar. Ich gewöhnte mich an ihren Namen: Julika. Anfangs hatte ich ihn, so gut es ging, gemieden, ich mochte ihn nicht, als wäre er falsch, jedenfalls für sie, als hätte ich mich mit einem anderen Namen weniger gesträubt.

Im Frühsommer trennte ich mich von meiner Freundin. Mit Julika hatte es nichts zu tun, es handelte sich um das Ergebnis einer langen Serie von Ernüchterungen und falscher Hoffnungen, deshalb geschah es eher beiläufig. Ich sagte ihr, dass ich nicht länger mit ihr leben wolle. Sie wirkte nicht völlig unvorbereitet, sie nickte, nahm es hin oder tat zumindest so, wie versteinert. Für den Moment war es mir völlig egal. Ich ging in mein Zimmer und warf mich aufs Bett, in der Erwartung größerer Gefühle, aber ich fühlte nichts. Endlich, dachte ich. Nur das. Die Erleichterung. Dass es nicht mal schwere Arbeit gewesen war, im Grunde hatte es sich wie von selbst erledigt.

Die Wochen davor waren die allerschlimmsten gewesen, ohne dass ich hätte sagen können, was das Allerschlimmste war: das Geschrei oder das Ende des Geschreis, die Stunden, in denen wir Atem holten, oder die Stunden, in denen wir wieder und wieder alles durchgingen, das sexuelle Thema eingeschlossen. Du wolltest immer Kinder, sagte

ich. Wie sollen wir Kinder haben, wenn wir nicht miteinander schlafen. Ich versuchte zu beschreiben, wie es in mir aussah, wie ausgebrannt ich war, wie verbittert, weshalb ich selbst schon glaube, dass es pervers sei. Abartig. Mit einer Frau schlafen zu wollen, ist abartig, behauptete ich. Worauf sie nur kalt erwiderte, ich hätte sie mir eben mit Gewalt nehmen müssen. Warum hast du es nie mit Gewalt versucht? Sie erwähnte eine Szene kurz vor Weihnachten, als ich das allerletzte Mal gehofft hatte, im Wochenendhaus ihrer Eltern, als sie angeblich dazu bereit gewesen war, frühmorgens unter einem Berg Kissen, den ich Stück für Stück abtrug, als sei sie eine Verschüttete, die beim ersten falschen Handgriff für immer verloren wäre. An Gewalt hatte ich nie gedacht. Und nun sollte das der Fehler gewesen sein?

Spätestens jetzt hätte ich mit jemandem reden müssen. Aber ich konnte nicht. Das war ja Teil meines Dilemmas, dass ich bis zuletzt glaubte, wenn ich darüber spreche, müsse ich alles zerschlagen. Auch über die anderen Probleme hatte ich nie geredet, ihre blutig gebissenen Nägel, dass sie täglich bis zu vierzehn Stunden schlief. Nie machte sie Dinge fertig. Sie las zehn Bücher gleichzeitig und brauchte Wochen für die ersten Sätze ihrer Seminararbeiten. Oft war sie zu träge, dann wieder zu ungeduldig, rannte wie ein Tier durch ihr Zimmer und schlug mit den Fäusten an die Wand, mit der Stirn, bis sie blutig war. Wenn ich sagte, sie solle damit aufhören, lachte sie. Wie eine Irre lachte sie. Hör auf, sagte ich. Ich ertrage es nicht. Worauf sie mir auf der Stelle zustimmte, das Leben sei unerträglich, wären wir bloß nie hierhergezogen, in diese gottverdammte Stadt, hätten wir uns nie kennengelernt. Im Flur, wo sie wie ein Häuflein Elend am Boden lag, mit diesem aberwitzigen Lachen.

Die letzte Seminarstunde war die erste, mit der ich richtig zufrieden war. Julika fand, das sei ein Grund zum Feiern, und so gingen wir zusammen essen, in ein französisches Lokal, von dem sie mir vorgeschwärmt hatte, wie sich herausstellte, zu Recht. Wir blieben ewig lange sitzen und wechselten schließlich in eine Bar, bei der es sich um eine Art Bordell handelte, zumindest das Zitat eines Bordells, denn alles war rot und zweideutig und plüschig. Dahin also hatte sie mich geschleppt. Es war nach eins, ich fühlte mich unbehaglich, denn es lief laute Musik, es war schwer, sich zu unterhalten. Ich beschäftigte mich mit ihrem Rock, wie sie die Beine übereinanderschlug, ihren Strumpfhosen. Sie rauchte und fragte nach meinem Sommer. Hast du Reisepläne? Offenbar brauchte sie in den Semesterferien nicht zu arbeiten, denn sie plante für drei Wochen Südfrankreich, während ich Sommer für Sommer Geld verdienen musste und seit Jahren kaum gereist war, nur ein einziges Mal, wenn ich darüber nachdachte, da hatte ich vier Wochen in den Bergen eine Hütte bewohnt und versucht, mit meinen Sachen weiterzukommen.

Sachen?, fragte sie.

Und so erzählte ich ihr, dass ich komponierte. Mit umständlichen Formulierungen, als handele es sich um das größte Geheimnis, das ich zu bieten hätte, ja, als entblöße ich mich vor ihr, und wahrscheinlich war das genau der Deal, sie zeigte ihre Beine, und ich zeigte ihr, was mir seit jeher das Allerpeinlichste war.

Dabei hatte ich nicht viel zu berichten, denn außer damals in den Bergen komponierte ich nicht, das Studium und der Job ließen keine Zeit. Bildete ich mir das ein, oder hing sie jetzt an meinen Lippen? Ein bisschen war es wie Sex, von ihr gehört zu werden. Oder wich ich der anstehenden Sexfrage so nur aus? Ich erwähnte meinen ersten Versuch eines Streichquartetts, erwähnte die Lieder, zwei, drei Arbeiten

für Klavier, wie es angefangen hatte, denn angefangen hatte es mit sechzehn.

Alles erzählte ich ihr.

Als wir aufbrachen, war es früher Morgen. Ich meinte zu spüren, wie die Sache noch einmal Fahrt aufnahm. Eigentlich wollte ich ins Bett, doch so schnell schien sich die Spannung nicht auflösen zu lassen, und so wanderten wir eine Weile durch die Straßen, bevor wir uns gegen sechs neuerlich in ein Café setzten. Jetzt war ich doch sehr müde. Ich fühlte mich angespannt und getrieben, als müsse ich mir etwas einfallen lassen, das den entstandenen Intimitäten Rechnung trug. Es gab ein längeres Schweigen, das ich als unangenehm empfand. War sie mir nicht völlig fremd? Oder sollte ich einfach mit ihr gehen? Sie fragten, falls mir rechtzeitig einfiel, wie man eine derartige Frage stellte? Ich machte neuerlich Andeutungen über meine Lage, dass ich in Trennung lebte oder die Trennung gerade hinter mir hatte. Mein Leben sei derzeit ziemlich kompliziert. Manchmal weiß ich nicht aus und ein, sagte ich, vielleicht sollten wir uns nicht mehr treffen.

Sie stand sofort auf. Sah mich kalt und zornig an und ließ mich ohne ein Wort der Erklärung sitzen. Ich war so überrascht, dass ich vergaß, ihr etwas Beschwichtigendes hinterherzurufen, ich saß nur da und beobachtete, wie sie sich schnellen Schrittes entfernte und Richtung U-Bahn lief. Über dem weiten Platz lag die erste Morgensonne, und da ging sie nun, wie eine gekränkte Göttin. Ich war einigermaßen perplex, erschrocken über ihre Heftigkeit, zugleich erleichtert, als hätte ich mich in letzter Sekunde aus einer misslichen Lage befreit.

Ich versuchte zu schlafen und schrieb ihr zur Versöhnung eine Karte, nicht ohne zu wiederholen, in welcher Situation ich mich befand, mit absichtsvoll dunklen Formulierungen.